

## **Alexandra Schaitrach**

### **Ali und seine russische Mutter**

**S. 36-40**

Ich erinnerte mich genau, wie sehr Ali, als wir noch auf der Schule waren, Fairûs mochte, wie er jeden Abschnitt seines Lebens inhaltlich unter eines ihrer Lieder stellte. Am Anfang rührte ihn das Lied „Jerusalem, Blüte der Städte“ zu Tränen. Damals träumte er davon, ein Profifreiheitskämpfer zu werden und für das Leben seines Landes, des Libanons, sein eigenes hingeben zu dürfen. Diese Phase hielt bei ihm ziemlich lange an. Schliesslich dachte er nochmals darüber nach und orientierte sich neu. Er besässe keine kämpferischen Fähigkeiten, meinte er, und für das Vaterland wäre es nützlicher, wenn sein Eifer dem Denken zugute käme.

Nach dieser Phase begann er sich für ziviles Engagement zu interessieren. Er stellte Gruppen zum Widerstand gegen Israel zusammen, organisierte Treffen und Debatten und beteiligte sich an jedweder Demonstration gegen den Feind und an allen Märschen für die palästinensische Sache und für die arabische Einheit. Er verteilte an die Mitschüler selbstverfasste Flugblätter, auf denen es um Themen wie Demokratie oder die Abschaffung des Religionsproporz ging. Nach dem Ausbruch der zweiten palästinensischen Intifada begann er, amerikanische Waren und alle Firmen zu boykottieren, die Israel unterstützten, und kurz darauf trennte er sich von allen elektronischen Geräten made in USA.

Plötzlich trat er in eine weitere nationalistische Phase. Er lauschte unablässig dem Lied „Ich liebe dich, o Libanon“, und jeder, der zögerte, im Libanon das schönste Land auf Erden zu sehen, hatte es mit ihm verscherzt. Dies, obwohl er nie irgendwelche Sehenswürdigkeiten im Land besucht hatte.

Als ich Ali auf diesen Tatbestand hinwies, reagierte er heftig. Der Besuch der touristischen Sehenswürdigkeiten sei alles gewesen, was er während seines jetzigen kurzen Aufenthalts im Libanon unternommen hätte. Zunächst wäre er die gewaltigen Säulen in Baalbek anschauen gegangen, dann hätte er die besten Weine der Bekaa-Ebene gekostet und an den Ufern des Orontes gesessen, hätte verzaubert dem Murmeln des Wassers gelauscht und all seine Sorgen vergessen. Dann wäre er zu den Zedern hinaufgefahren, jenen Bäumen, den Symbolen der Unsterblichkeit des Libanon. Dort oben hätte er tief in seinem Innern gespürt, dass die Jahrtausende alte Zivilisation des Landes in ihn mündete und ihn wie elektrischer Strom durchfloss. Er spürte eine grosse, schwere Verantwortung auf seinen Schultern, die

Verantwortung, diese Zivilisation weiterzuführen, wüsste aber nicht wie. Als er dann Bscharri aufgesucht hätte, den Geburtsort unseres Dichters Dschubrân Chalîl Dschubrân, wäre sein Wunsch noch gewachsen, ein Schriftsteller zu sein, der grossartige, universale Werke schafft und so den Namen seines Landes erhöht, genau wie Dschubrân es getan hätte, zu dem Ali eine gewisse Nähe spürte, weil er auch in der Fremde gelebt hatte.

Er beschloss, die Abfassung eines Romans in Angriff zu nehmen, und verbrachte eine volle Woche auf der Suche nach einem Thema, ohne jedoch fündig zu werden. Schliesslich entschied er sich, das Projekt auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben und dafür seine Rundreise fortzusetzen. Er besuchte die Höhlen von Dschaita und in den Drusenbergen die Orte Bait ed-din und Dair al-kamar. Danach stieg er von den kalten Höhen hinab zur warmen Küste und schwamm in den Wassern des Mittelmeers zwischen Tripoli im Norden und Sur im Süden. Er schloss die Tour in Beirut ab, wo er den Geschmack der niemals schlafenden Stadt kostete, aus der er lange Jahre weg gewesen war. Dank des darin lodernenden Lebens hatte er das Gefühl, lebendig wie sie, die Stadt, zu sein, ein Gefühl, das er schon seit langem nicht mehr gekannt hatte.

Ja, er fühlte sich neu geboren!

Dann traten ihm Tränen in die Augen. Es schmerzte ihn, erklärte er, den Libanon, dieses zauberhaft schöne Land, immer wieder zerstört zu sehen.

„Das ist eine Schande!“, brachte er schliesslich seufzend hervor, schwieg ein wenig und fügte hinzu, er wünschte, für immer in den Libanon zurückzukehren, denn das Leben in Beirut wäre um vieles schöner als dasjenige in Deutschland. Die Deutschen wären alle Workaholics und zahlten dafür einen hohen Preis. Sie hätten keine Zeit für zwischenmenschliche Beziehungen und Freundschaften, weshalb er ständig die Kälte unter ihnen spüre, eine Seelenkälte, die geradezu an seinen Knochen nage und sich in seine Eingeweide fresse, sogar während des Sommers. Und das, obwohl in ihm doch das heisse mediterrane Blut walle. Beirut dagegen sei warm, lebendig und leicht, die Leute locker und gut. Das Leben hier dränge nicht zu dauernder Arbeit.

Warum er denn dann nicht zurück in den Libanon komme, wollte ich wissen. Der Krieg werde ja bald vorbei sein und alles zum Normalzustand zurückkehren, wie immer. Ob es etwas gebe, das ihn hindere?

„Zahlreiches!“, lautete seine orakelhafte Antwort, und als ich ihn bat, doch etwas präziser zu werden, sagte er: „Die Tatsache, dass ich schwul bin.“

Er äusserte das wie die grösste Selbstverständlichkeit der Welt. Als ob er von der Bahn der Erde um die Sonne redete. Ich war geschockt, und meinen Schock wiederum fand Ali seltsam, weil er geglaubt hatte, ich wäre darüber längst im Bilde.

„Seit dem letzten Mal, als du mich zuhause besucht hast.“

Ich wusste sofort, auf was er anspielte.

Damals waren wir etwa fünfzehn. Nach der Schule gingen wir immer zu ihm nachhause, weil dort den ganzen Nachmittag niemand war. Sein Vater war tot, seine Mutter arbeitete bis zum Abend, seine Schwester lebte bei der Grossmutter in der Ukraine, sein Bruder besuchte in Beirut ein Internat für Kinder mit besonderen Bedürfnissen (später siedelte er zu seiner ukrainische Grossmutter über). Alis Wohnung war ein Zufluchtsort vor der meinen, wo dauernd meine Eltern herumschwirrten.

Wir verbrachten die meiste Zeit damit, amerikanische Filme anzuschauen. Manchmal waren es auch Filme mit gewagten Sexszenen, die auf uns eine gewisse Wirkung hatten. Und so beschlossen wir eines Tages, den Sex auszuprobieren. Wir gingen in sein Zimmer und verschlossen, völlig unnötigerweise, die Tür. Dann zogen wir uns aus, doch danach passierte nichts. Ali zeigte keine Regung, was ihm fürchterlich peinlich war. Er rannte ins Bad, schloss sich dort ein und kam erst wieder heraus, nachdem ich das Haus verlassen hatte. Danach hat er mich nie wieder zu sich eingeladen.

Schon damals, erzählte er, wäre er, ohne es zu wissen, schwul gewesen. Doch erst durch diesen Vorfall habe er es entdeckt. Ich wäre das einzige Mädchen gewesen, fügte er noch hinzu, das er geliebt hätte, bevor er herausfand, dass er Männer bevorzugte.

Er dankte mir sogar für den grossen Dienst, den ich ihm erwiesen hätte.

„Bitte sehr“, erwiderte ich, etwas verwirrt, und wollte dann wissen, ob seine Familie darüber im Bild sei.

Zwei Jahre hätte er gewartet, bis er den Mut fand, seine Mutter einzuweihen. Maria sei, als er es ihr irgendwann einmal erzählte, sofort in Tränen ausgebrochen. Als sie ihn dann fragte, ob er an Gott glaube, hätte er zurückgefragt, ob sie jetzt übergeschnappt sei, doch sie bestand auf der Frage, und schliesslich verneinte er. Da atmete sie erleichtert auf und erklärte lächelnd:

„Wenn du an ihn glauben würdest, kämst du nämlich in die Hölle.“